

STEFANIE
GERHOLD

DAS
LÄCHELN
DER
KÖNIGIN

ROMAN

Galiani Berlin

Für Albrecht

Die Autorin dankt dem Berliner Senat für ein Stipendium aus dem Corona-Sonderprogramm, das ihr die Arbeit an diesem Roman ermöglicht hat.

Dieser Roman ist eine fiktive Rekonstruktion.
Ihm zugrunde liegt ein Scherbenhaufen.
Zusammenfügen ließen sich Teile eines Bildes.
Alles andere ist Erfindung.

anderen Pol. Möglicherweise wollte Borchardt nur nicht vor der Zeit Aufmerksamkeit wecken, und reserviert gegenüber den Platzhirschen in der Orient-Gesellschaft war er sowieso.

Sollte doch mehr dahinterstehen, würde er das schon noch erfahren.

Damit war er einigermaßen beschwichtigt.

Die Nacht war klar.

Vor dem Haus glänzte der Boden gefährlich. Mit der Hand am Geländer stieg James die Stufen hoch. Im Vestibül stellte er die Tasche ab und schlüpfte in seine Pantoffeln. Jetzt musste er dringend einen Schluck trinken.

Als er am Salon vorbeiging, brannte dort Licht.

»Guten Abend, Vater!«

Er blieb stehen und ging noch mal zurück. War das nicht die Stimme seines Sohnes?

»Heinrich! Wo kommst du denn her?«

Er hatte die Tür zum Salon noch nicht durchschritten, da sprang Heinrich vom Sofa auf.

»Junge, warum hast du nicht telegraphiert? Ich habe doch gesagt, ich hole dich vom Bahnhof ab.«

»Ich wollte Sie überraschen!«

»Das ist dir wahrlich geglückt. Lass dich ansehen. Gut siehst du aus. Wie war die Reise? Hat alles geklappt?«

»Natürlich, Vater.«

»Und du hast ...«

Eine seltsame Furcht hinderte ihn daran, den Satz zu Ende zu führen. Über Heinrichs sonnengebräuntes Gesicht breitete sich ein Grinsen.

»Sie steht auf Ihrem Schreibtisch.«

»Du hast die Büste?«

»Natürlich, Vater.«

»Und du hast sie einfach so, eigenhändig ausgepackt?«

»Ich habe sie eigenhändig durch die halbe Welt getragen. Ganz schön schwer das Ding, ich sage Ihnen. Hier, schauen Sie.«

An Heinrichs jungen Händen, die nie schwer gearbeitet hatten, erkannte er Schwielen.

»Sie steht auf meinem Schreibtisch, sagst du?«

»Sie brauchen nur hochzugehen.«

Sein Sohn hatte es also wirklich vollbracht.

»Dann hast du gleich etwas Wichtiges gelernt, wenn du demnächst ein paar mehr Aufgaben in der Firma übernehmen wirst«, sagte er und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Heinrich strahlte.

»Sie meinen ...?«

»Ich meine, es ist immer alles schwerer, als man denkt.«

Die Reise hatte Heinrich gutgetan. Von ihm ging viel mehr Selbstsicherheit aus. Jetzt konnte er es sich eher vorstellen, ihm eigene Bereiche in der Geschäftsführung zu übertragen. Heinrich hatte bewiesen, wenn es darauf ankam, konnte er sich auf ihn verlassen.

Sacht, ohne zu atmen, schob er die Tür zu seinem Arbeitszimmer auf.

Sapperlot. Dort stand sie.

Langsam ging er bis zur Mitte des Zimmers.

Dort blieb er stehen.
Wie betörend schön sie war.
So etwas hatte er noch nie gesehen.
Er hatte alles auf sie gesetzt.
Seine Freundschaft zu Borchardt hatte er gefährdet,
in seinem unbedingten Wunsch, sie zu bekommen. Er
hätte fast seine Ehe ruiniert, ganz zu schweigen von sei-
ner Gesundheit.

Und jetzt war sie hier.
Mit den Händen an der Brust stand er da.
Diese Noblesse.
Ihr Gesicht, ihr Hals, alles an ihr war erhaben.
Und dazu diese hohe blaue Krone.
Unter dem Fenster sprang ein Motor an.
Es hupte kurz.
Heinrich, der zu seinen Freunden fuhr.
An ihren Ohren waren einige Stücke abgebrochen,
wie er jetzt sah. Kein Transportschaden, Borchardt hatte
das schon in seinem ersten Brief geschildert. Auch dass
ihr linkes Auge fehlte, hatte er in dem Brief erwähnt.

Langsam, als müsste er sie bei jedem Schritt um Erlaub-
nis fragen, ging er auf sie zu.

Dieses Phänomen faszinierte ihn immer wieder.
Wenn er sich auf Skulpturen zu bewegte, dann war es, als
bewegten sie sich auch. Als würden sie nur warten. Man
musste sich ihnen nur widmen, dann kamen sie aus ihrer
Hülle aus Stein heraus.

Das leere Auge starrte ihn an.
Er ging einen Schritt zurück.

Dann wieder auf sie zu.

Jetzt schaute sie schon milder.

Ihm war beinah, als würde sie ihn anlächeln.

Es hatte den Anschein, ganz leicht.

Wieder ging er einen Schritt zurück.

Dieses Mal blieb der Eindruck. Durch ihre fein gespannten Lippen schlüpfte eine freundliche Gesinnung. Hinter ihrer Strenge verbarg sich Nachsicht, als wäre ihre Erhabenheit so groß, dass sie auf ihre eigene Macht herabblicken konnte.

Sie hatte nur winzige Schrammen erlitten, am Kinn, an den Wangen.

Wären sie nicht da, würde er nicht glauben wollen,

dass das samtene Braun ihrer Haut

nur aufgetragene Farbe war.

Farbe aus Erde

aus Mineralien

aus Pflanzensäften Insektenkörpern

Flügeln Blütenstempeln

was immer dieser Bildhauer in dieser Königin gesehen

was immer er an Substanzen vermahlen hatte

für das tiefe Blau ihrer Krone

das rötliche Braun ihrer Lippen

das Schwarz zur Umrahmung ihrer Lider.

Er ging jetzt ganz nah an sie heran. Ihr linkes Ohr war stärker beschädigt als das rechte.

Die linke war ihre versehrte Seite.

Vorsichtig, als müsste er um sie fürchten, strich er ihr über die Braue, die leicht rau war, nach außen zur Schläfe

hin, die sich glatt anfühlte, und dann zu dem Auge. Das Lid, das geschminkt war wie das intakte, umschloss formvollendet die leere Höhle, wie um den Makel zu leugnen, wie um zu sagen, er geht niemanden etwas an.

Aber ihn schon. Mit dem Finger fühlte er die Kuhle. Er nahm die Brille ab und besah sie sich aus der Nähe. Die Stelle blieb stumpf, ein Rätsel.

Hell und dunkel.

Ganz und versehrt.

Vollkommen und verstörend.

Wenn er sie von links betrachtete, sah er nur das Fehlen. Das Klaffen der Augenhöhle, die unbeantwortete Frage.

Von rechts erstrahlte sie in ihrer vollendeten Schönheit.

Von vorne spielte beides zusammen.

Die Gegensätzliche nannte er sie für sich, und als würde er erst in diesem Moment begreifen, dass sie die Seine war, umschloss er sie mit den Händen und küsste sie auf die Mitte der Krone, dorthin, wo irgendwelche Grobiane ihr die Uräusschlange abgeschlagen hatten.

Sie hatte schon was durchgemacht.

Sie einfach so zu verfrachten,

von einem Kontinent auf einen anderen,

in ein anderes Jahrtausend,

in einem Reisekoffer.

Sie, die über Ägypten regiert hatte.

Sie, deren Schönheit die Künstler angeregt hatte.

Sie, die eines Tages gestürzt wurde

und die nach Jahrtausenden im Sand

nun in der Tiergartenstraße 15a
auf seinem Schreibtisch stand.

Vorübergehend jedenfalls. Bald würde sie ins
Museum einziehen, und ganz Berlin, nein, nicht Berlin,
die ganze Welt würde vor ihr niederknien.

Aber erst einmal durfte sie ankommen und er sie
empfangen, in seinem privaten Arbeitszimmer.

Ein paar Grad wärmer könnte er für sie einheizen,
wenn er ihr schon keinen Palast bieten konnte, nur diese
vier Wände, die viel zu lange nicht renoviert worden
waren. Der Teppich war schon ganz abgetreten, fiel ihm
auf einmal auf.

Bis ein Kachelofen warm wurde, das dauerte aller-
dings.

Die ganze Nacht nicht, aber eine Stunde sicher.

Eine Stunde, was war schon eine Stunde
gegenüber dreitausend Jahren.

Allein ihr Hals. Er hatte noch nie so einen Hals gesehen.
Für sich glich er schon einer Skulptur, mit den beiden
Schlüsselbeinen, aus denen er emporwuchs, den beiden
herrlichen Sehnen rechts und links, dem Geschmeide,
das sich in allen Farben,

Rot

Blau

Grün

Weiß, als kostbarer Kragen um ihn schmiegte.

Selbst von hinten, wo ein aufgemaltes rotes Band
ihrem Nacken schmeichelte, sah sie betörend aus. Und
von der Seite, ihr Profil verlief in einer einzigen gera-

den Linie von der Nasenspitze bis zum oberen Rand der Krone, wies über sie hinaus, ins Unendliche.

Die leichte Spannung auf ihren Schläfen
wie zelebriert
fast sah er das Gewicht
das sie trugen
die Macht.

Bei allem Schmuck, bei aller Pracht, hatte sie auch etwas Nacktes. Ihre Wangen waren leicht eingefallen. Um ihre Augen begann sich Müdigkeit einzunisten. Linien durchfurchten ihre erschlaffende Haut.

Die Königin war sterblich.

Wahrscheinlich machte das diese Büste überhaupt erst zur Sensation.

Die Leute würden vor dem Museum Schlange stehen, um sie zu sehen, die Reporter sich um sie prügeln, und die Gelehrten erst, sie hatten nichts Geringeres vor sich, als die Geschichte der Königsdarstellungen neu zu schreiben. Kein Mutterschoß, keine Heldengeste, keine Überlebensgröße, nein. Einzig ihre Schönheit hob sie aus ihrem Volk heraus, ihre entwaffnende Schönheit, von der dieser Bildhauer verriet, sie würde schwinden.

Anbeten würde man sie.

Sobald Borchart sein Einverständnis gab.

Bis alle Köpfe der Prinzessinnen, alle Alabasterstatuen, die in Stücke geschlagene Büste ihres Gemahls, die Gipsmasken, bis die zahlreichen Funde, die Borchart in seinem Grabungsbericht aufzählte, gesichtet und auf ihren

Zustand geprüft und schließlich in die Sammlung eingliedert sein würden, war noch ein bisschen Zeit.

Nur Fachleute mussten sich die Büste möglichst sofort ansehen kommen. Sie mussten sicherstellen, dass die äußeren Bedingungen ihr nicht schadeten, die Temperatur, die Luft. Manche Fundstücke zerfielen schon bei der ersten Berührung mit Tageslicht.

Er ging zum Schalter und löschte das Deckenlicht. Im grünen Schein der Schreibtischlampe bekam ihr leeres Auge etwas Anklagendes.

Er war sich sicher, dass es auch Borchardts Wunsch war, sie der Welt zu zeigen. Sonst hätte er nicht so stolz von ihrer Ausgrabung berichtet. Er hatte sich nur in einem Widerspruch verfangen und war damit sicher nicht der erste Mann, den sie um den Verstand gebracht hatte. Er würde schon wieder zur Vernunft kommen, und nein, hundert Jahre würde das auch nicht dauern.

Erst einmal war sie überhaupt gefunden worden, und das glich einem Wunder, in Anbetracht des Trümmerfelds, in das die Stadt Tell el-Amarna nach ihrer kurzen Blüte verwandelt worden war.

Die Sonne als einzige Gottheit, damit hatte die Kultur Amarnas, wie aus Versehen, lange vor der Zeit die erste monotheistische Religion erfunden. Und als die alten Mächte nach diesem kurzen Intermezzo, diesem Fenster in die Zukunft, die Herrschaft wieder an sich gerissen hatten, ließen sie keinen Hinweis auf diesen Kult bestehen. Die früheren Götter nahmen wieder ihre Posten ein, Isis, Osiris, Anubis und wie sie alle hießen, und das

kurze Aufscheinen eines anderen kosmischen Verstehens wurde aus der Geschichtsschreibung gestrichen.

Aber sie hatte überdauert.

Wobei Gefahren zu jeder Zeit lauerten.

Was Ägypten und den aktuellen Zustand seiner Altertümer anging, dachte James als Erstes an sein eigenes Betätigungsfeld. Der Baumwollanbau florierte und beanspruchte immer größere Flächen. Auch er kaufte Baumwolle aus Ägypten, soviel er bekam. Ägyptische Baumwolle gehörte zu der besten überhaupt. Lange Fasern zeichneten sie aus, gleichbleibende Qualität. Immer tiefer führten die Briten die Eisenbahnstrecken in die Wüste hinein, und die Bewässerungsgräben. Die Wüste wurde geschwemmt für den Baumwollanbau. Der Nil seines natürlichen Betts beraubt, gewaltige Staudämme errichtet. Riesige Flächen wurden geflutet, und der trockene Sand mit seinen konservierenden Eigenschaften verwandelte sich in ein schlammiges Grab.

Deshalb war Borchartt nach Ägypten gegangen, um auf der Insel Philae einen Tempel umzusetzen, der sonst im Wasser versunken wäre. Und auch deshalb bezahlte er so bereitwillig die Grabungen.

Sie war nicht unter einem Baumwollfeld verrottet.

Er, als Borchartts Finanzier, hatte das verhindert.

So, jetzt wusste sie alles.

Auch er war nicht nur ein Wohltäter. Wer war das schon? Um Ehrlichkeit bemüht, ja, das würde er für sich in Anspruch nehmen.

Eine Frau ihres Rangs, in deren Gesicht so viel Verständnis zu lesen war, musste das anerkennen. Das war

nicht anders möglich. Und wenn sie ihm gewogen war, wenn das wirklich zutraf, dann würde er gern eine einzige, bescheidene Frage an sie richten: Stimmt es, dass Borchardt sie für Berlin schon abgeschrieben hatte? Wie er sie so betrachtete, kam sie ihm schon gar nicht mehr so fremd vor.

Er setzte sich in seinen Lesesessel und streckte die Beine aus. Die ganze Nacht hätte er hier bleiben und sich an ihrem Anblick laben können.

Einer Person musste er sie natürlich schon zeigen.

Borchardt brauchte das auch nicht zu erfahren.

Dem Kaiser.

Dass er eines Tages direkten Umgang mit dem Kaiser pflegen würde, hätte er nicht gedacht, als er dem Monarchen zum ersten Mal begegnet war. Mit gemischten Gefühlen war er der Einladung nach Kiel gefolgt, wo der Kaiser den Gründer der Orient-Gesellschaft auf seiner Staatsyacht, der Hohenzollern, empfangen wollte. So viel Widersprüchliches hörte man über den Monarchen. Selbstsucht sagte man ihm nach, eine für einen Staatsmann bedenkliche Unberechenbarkeit, andererseits sprühende Begeisterung. Mit der Antike teilten sie eine vergleichsweise unverfängliche Vorliebe. Zumindest im Prinzip, denn die Reden des Kaisers verlangten seinen Zuhörern große Geduld ab, um es zurückhaltend zu formulieren. Von der Kultur als einer Fackel sprach er gern, die über die Jahrtausende vom Orient in den Okzident weitergetragen worden sei, oder vom Gottesgnadentum, das in Mesopotamien entsprungen

und in Germanien zur Erfüllung gekommen sei, ergo, in ihm.

Wirklich mulmig war ihm gewesen, wobei die Aussicht, auf ein Schiff zu steigen, schon reichte, damit ihm mulmig wurde. Als er dann in die Kajüte eintrat, fast ein Saal, und der Kaiser persönlich in seiner Uniform eines Großadmirals vor ihm stand, mit goldenen Tressen, die ihm wie Seeigel auf den Schultern hockten, mit goldenen Tauen, die sich wie Schlangen um die tiefseeblauen Ärmel wanden, als wäre er der Meeresgott Triton persönlich, da löste sich seine ganze Scheu auf in Staunen, und als der Kaiser ihn dann in ein wildes Gespräch über die Alte Welt verwickelte und hervorhob, welche enorme Bedeutung die Archäologie für ihn, für Deutschland habe, da vergaß James ganz, dass dieser Schwadronneur das Staatsoberhaupt und unter ihnen nichts als Wasser war.

Erst als der Kaiser, von einem Adjutanten vorsichtig angezwinkert, nach weit überzogenem Zeitplan zum Ende kam, ihm vorschwärmt von den norwegischen Fjorden, die er von Kiel aus zu bereisen gedachte, und seine Hohenzollern mit einem Klaps aufs Holz seine treue Nusschale nannte, da kamen James wieder die Vorwürfe in den Sinn, die regelmäßig gegen den Kaiser laut wurden, dass er sein ganzes Leben auf See verbringe und Berlin ihm nur Ankerplatz sei, Ausgangspunkt für die angestrebte Herrschaft über Meere und Kontinente, die dieser Machtmensch am liebsten mit Kanälen durchzogen sähe wie dem Suez-Kanal oder seinem eigenen Kaiser-Wilhelm-Kanal, dank dessen seine Flotte nun zum Schrecken der Briten nach Lust und Laune zwischen

Ost- und Nordsee hin- und herwechseln konnte. Kaum eine Schifffahrtsrinne gab es, die der Kaiser mit seiner Hohenzollern noch nicht durchfahren hatte, in New York war er gewesen, im Mittelmeer ständig, wo er jeden Frühling auf Korfu aufkreuzte, um sich mit eigenem Spaten bei der Ausgrabung eines Tempels vor der Fachwelt lächerlich zu machen. Nach Skandinavien reiste er jedes Jahr, die Nordländer verehrte er, und der Süden war ihm Verheißung. Afrika.

Togoland, Kamerun, Kaiser-Wilhelms-Land, das Bismarck-Archipel. Deutsch-Afrika Ost, Deutsch-Afrika West, der Kongo. Wie James die Stiche der jüngst erworbenen Kolonien betrachtete, die an der Kajütenwand hingen, die sanften Palmen, die dunkelhäutigen Kinder, da musste er an den Bericht eines Kolonialbeamten denken, den Paul Nathan ihm zum Lesen gegeben hatte. Von widerspenstigen Volksstämmen war darin die Rede, von Stöcken und Peitschen als der einzigen Sprache, die die Wilden verstünden, erst wenn diese durchgeprügelt wie ein Beefsteak seien, würden sie das Prinzip des Gehorsams anerkennen.

Nichts von dieser Brutalität gaben die friedlichen Darstellungen wieder, und auch die Zeitungsberichte, nahm er an, erzählten nicht alles, was ein General Lothar von Trotha fern von zu Hause trieb. Und während er immer weiter diese Bilder betrachtete, auf denen alle Frauen barbusig und die Kinder nackt waren, wie ihm nun auffiel, musste er plötzlich an sein eigenes liebstes Kind, an das Neue Museum, denken, das die Weltgegenden genauso übergangslos zusammenrückte. Vom vater-

ländischen Saal glitt man in den griechischen, den ägyptischen, römischen, und die Stücke, die dort gesäubert und herausgeputzt die Hervorbringungen der jeweiligen Kulturen repräsentierten, erzählten wie diese Bilder bei weitem nicht alles, was sie zu berichten hätten.

Seit diesem Besuch auf der Hohenzollern waren einige Jahre vergangen. Grosz warf ihm vor, er gehe dem Kaiser auf den Leim. Der würde die erfolgreichen Juden nur deshalb um sich scharen, um anderswo umso ungenierter gegen sie zu hetzen. Vermutlich war diese in zionistischen Kreisen verbreitete Ansicht auch nicht falsch, aber in seinem Fall gab es etwas, das er als wichtiger ansah. Wenn er schon diese Möglichkeit hatte, auf den Kaiser einzuwirken, dann musste er sie nutzen. Der Kaiser ließ die Muskeln spielen, er brachte den Frieden in Gefahr, aber sobald etwas Vergangenheit atmete, vergaß er alle Kraftmeierei, dieser Monarch mit einem verkrüppelten Arm. Seine Liebe zur Geschichte musste man aufgreifen und fördern. Denn wer im Bewahren einen Wert sah, konnte sich nicht im Zerstören gefallen.

Gab es eine überzeugendere Friedensbotin?

Der Kaiser wäre bezaubert von ihr. Seine Brust würde sich weiten, es wäre gar nicht genug Platz darin vor lauter Erbauung an der menschlichen Zivilisation. Ihre ganze Gestalt würde ihn in Bann schlagen, denn das Langgliedrige entsprach seinem Ideal, so sehr, dass er versucht sein könnte, in ihr seine Ahnin zu sehen.

Es traf sich gut, dachte James, dass er in den Räumen im Erdgeschoss endlich sein privates Museum eingerichtet hatte. Dort wollte er sie mit dem Kaiser zusammenführen. Ein Geschenk der deutschen Altertumsforschung zum 25-jährigen Kronjubiläum.

So etwas wollte allerdings gut vorbereitet sein. Neben den erforderlichen Sicherheitsmaßnahmen würde der Kaiser erwarten, dass er eine Kopie der Königin überreicht bekäme, so wie bei früheren Funden.

Eine Kopie also.

Ging er damit zu weit?

Bevor James das Zimmer verließ, rückte er die Büste in die Mitte seines Schreibtischs, damit sie auf keinen Fall hinunterfiel.

Keine zwei Monate später begannen schon die Schwierigkeiten. Denn nicht nur dem *Service des Antiquités* in Kairo stand ein Wechsel der Leitung bevor, das galt auch für die ägyptische Sammlung in Berlin. Und der neue Direktor, Heinrich Schäfer, begnügte sich anders als sein Vorgänger Adolf Erman nicht mit dem geduldigen Studium von Papyri. Schäfer richtete seinen Blick lieber nach Paris, nach Gent, wo gerade die Weltausstellung lief, und er suchte für das Neue Museum eine Ausstellung, die international Aufsehen erregen würde. Ludwig Borchardts Funde aus Tell el-Amarna kamen ihm wie gerufen.

Borchardt wollte davon nichts wissen. Er hielt in der aktuellen Lage zu viel Aufmerksamkeit für schädlich. Insbesondere die Königin wollte er auf keinen Fall der Welt präsentieren. Der *Service des Antiquités* habe

gerade an zwei Fronten zu kämpfen, erklärte er, mit sich und mit den Briten. Da fehle es gerade noch, dass ausgerechnet die Deutschen jetzt mit diesem sensationellen Fund ankämen. Schäfer wiederum fand, was Berlin besaß, sollte auch gezeigt werden. Aus seiner Sicht gab es keinen Grund, die Büste unter Verschluss zu halten. Sollte Borchardt zetern, hier ging es um Größeres. Es ging um Preußen, um Deutschland, darum, die Bedeutung der Orient-Gesellschaft herauszustellen.

James hatte als Besitzer der Fundstücke ein Wort mitzureden. Aber das war gar nicht so leicht, denn als Mäzen des Museums teilte er zunächst Schäfers Position. Andererseits klangen ihm Borchardts Appelle zu ernst, als dass er sich über sie hätte hinwegsetzen wollen.

Zudem nahmen sie an Vehemenz nicht ab, sondern zu. Irgendwann wollte Borchardt nicht mehr nur unterbinden, dass sie die Königin ausstellten, sondern überhaupt irgendetwas von seinen Funden. Die Krise im *Service des Antiquités* habe sich zu einem internen Richtungsstreit ausgeweitet, erklärte er, und wenn das nationalistische Lager die Behörde übernehmen würde, so wie allerorten gerade der Nationalismus erstarke, wäre das für die international geprägte Wissenschaftsgemeinde katastrophal. Mit einer Ausstellung der Funde in Berlin würde man diese schädliche Entwicklung nur befördern.

Die Auswirkungen spüre er schon jetzt, fügte er an. Seit der Marokkokrise, bei der der Kaiser vor Tanger mit einem Kanonenboot der kaiserlichen Marine aufgetaucht war, war er bei den Franzosen nicht mehr gut gelitten.

Niemand wird etwas vermissen, von dessen Vorhandensein er gar nichts weiß. Mit diesem schwer zu entkräftenden Argument setzte Borchardt am Ende seinen Wunsch durch, zumindest, was die Königin betraf, Rücksicht zu üben.

Ein halbes Jahr später öffnete das Neue Museum seine Türen. Die Besucherschlangen rissen nicht ab, so groß war die Neugier der Berliner auf die Überreste dieser uralten Stadt, die in wenigen Jahren gebaut worden und, ihrer eigenen nicht unähnlich, in kürzester Zeit vom verschlafenen Provinznest zum Mittelpunkt eines Reiches aufgestiegen war.

Ein Sonntagsausflug ins sonnige Ägypten, während draußen der Ostwind pfiß, wer ließe sich das entgehen? Kaum war man durchs Foyer und die große Treppe entlang an Kaulbachs Fries der Menschheitsgeschichte hinaufgestiegen, befand man sich am Ziel. Riesige Palmen, monumentale Kultstätten, vor diffusem Himmelblau effektiv an die Wände gepinselt, zauberten einer Luftspiegelung gleich die ferne Welt herbei.

Einem Tempel nachempfunden war der gesamte ägyptische Hof, mit seinen Maßen, seinen mit Lotusblüten und Totenvögeln dekorierten Pfeilern, zwischen denen sich nun die Leute drängten, um einen Blick auf Zeugnisse zu werfen, die jeden berührten. Gefäße aus Ton, in denen einst Getreide zerstoßen worden war und die auch nicht mehr Macken hatten als die Kaffeekanne, die man zu Hause in Gebrauch hatte, bemalt mit Pflanzen, mit Fischen, so klar in der Form, so leuchtend die

Farben, als wären sie gestern noch im Nil geschwommen. Kapitänsgattinnen fassten sich an ihre Broschen beim Anblick des Schmucks, der breiten Kolliers aus Gold, mit fein geformten Perlen aus Glas, den Ägyptern galt es als flüssiger Stein. Gedränge, als gäbe es etwas geschenkt, herrschte bei den in Stein gehauenen Familienszenen, die Borchardt und seine Assistenten in monatelanger Kleinarbeit wieder zusammengesetzt hatten. Wann hatte man je einen König gesehen, in Sandalen und Schurz, der so zärtlich seine Tochter auf dem Schoß hielt und den anderen Arm nach seiner Gemahlin ausstreckte? Das königliche Paar beim Spaziergang im Garten. Die ranken Körper. Die plissierten Gewänder. Eleganteres bekamen auch heutige Schneider nicht hin. Fußschemel, Thronsitze, zierlich wie die auf Fayence getuschten Papyrushalme. Und über all den Bildern aus einem verschwundenen Paradies die Sonne mit ihren schnurgeraden Strahlen, von denen jeder in eine beschützende Hand auslief.

Schulklassen schoben sich an den Vitrinen vorbei, Künstler studierten in stiller Verbindung die Werke ihrer Vorgänger. Philologen vertieften sich in die Hieroglyphen, fasziniert vom Nichtverstehen. Statuen, die schritten, Statuen im Sitzen, Scherben, die vor allem davon erzählten, was verloren war.

Sogar der prachtvolle Klappaltar war zu sehen, denn Kairo hatte für diese einmalige Schau seine Anteile an dem Fund als Leihgabe herausgerückt. Die Masken aus Gips, die Tonmodelle, die Füße, die Köpfe, das Maulgeschirr eines Gauls, Thutmes' Angelhaken, alles, was die

Überreste Tell el-Amarnas hergegeben hatten, bekam die Welt im ägyptischen Hof in Berlin zu sehen.

Die Königin nicht.

Wie haben wir das nur zulassen können?, fragte James sich schon wenige Tage nach der Eröffnung, und sein Unbehagen blieb. Die Ausstellung endete nicht wie geplant nach drei Wochen, sondern sie wurde verlängert auf sechs Monate, so groß war ihr Erfolg. Rainer Maria Rilke besang die zusammengeflückte Büste des Königs, in den Kunstzeitschriften waren Elogen auf die Amarnakunst als immerwährende Moderne zu lesen, und James kam sich vor, als würde er alle Welt betrügen.

Die Büste selbst befand sich fürs Erste im Depot des Neuen Museums und damit an einem sicheren Ort. Für Schäfer wurde die Ausstellung auch ohne sie zum Erfolg, und Borchardt konnte in Ägypten auf eine Besserung der Verhältnisse hoffen.

Alle waren zufrieden, bis auf ihn.

Er stand dazwischen, und das war die unbehaglichste aller Positionen. Mal gewann in ihm die eine Seite die Oberhand, mal die andere. Je nach Tagesverfassung sah er sich als Vertreter des Museums und tadelte sich dafür, dass er auf Borchardts Flehen eingegangen war. Dann wieder stellte er seine Verbundenheit mit diesem Archäologen, dessen Weg er schon so lang begleitete, über alles andere. So ging es in ihm hin und her.

Er fuhr jetzt häufiger nach Zehlendorf. Die Kinder nannten ihn bereits Onkel James. Er brachte ihnen Ste-

ckenpferde und für den Garten eine Bank. Die Kirschen wurden reif, und der kleine Kolja sprach seinen ersten Satz: »Ich möchte gern einen Zwieback haben.« An dem Abend leerte er mit Frau Schneider eine Flasche Wein und schwänzte Andraes Vortrag über den Palast in Assur.

Die Königin aber lastete auf seinem Gewissen. Denn sie gehörte ihm, und mit der Verantwortung für sie ließ Borchardt ihn allein.

Es gibt keinen anderen Weg, als zu reden, sagte er sich an einem Abend, als er wieder einmal spät nach Hause kam. Wie oft saß er noch eine Weile vor der Dame von Vermeer, deren Ratlosigkeit ihm neben seiner jetzt so klein vorkam.

Seit der Ausstellung und allem, was darüber in den Zeitungen stand, war Tell el-Amarna bekannt wie ein zweites Troja. Er sah sich deshalb nicht im Recht, die Königin der Welt länger vorzuenthalten. Das wollte er Borchardt schreiben. Er wollte ihm seine Perspektive darlegen, als Voraussetzung für eine Verständigung. Es würde ein Anfang sein.

Nachdem James den Brief eingeworfen hatte, gönnte er sich auf der Terrasse des Café Victoria ein Bier in der Abendsonne. Es war Ende Juli, eineinhalb Jahre waren seit dem Fund der Königin vergangen. Borchardt konnte ihm nicht vorwerfen, er hätte ihn gedrängt.

Einige Tage lang fühlte er sich wie befreit.

Dann trat das ein, von dem er gehofft hatte, dass es niemals wahr werden würde. Der Kaiser stürzte sich in den Krieg. Es ging alles furchtbar schnell. Kriegserklärung an Russland, Kriegserklärung an Frankreich, eine

Nachricht jagte die nächste, die Zeitungen kamen kaum hinterher, in langen Zügen fuhren die Truppen an die Grenzen, und wie so vieles ging sein Brief, an den er schon gar nicht mehr dachte, zwischen den Depeschen und der Mobilmachung unter.

Doch selbst wenn nicht, er hätte das Haus auf der Insel Gesireh nicht mehr erreicht. Am 4. August 1914 trat Großbritannien in den Krieg ein, und Borchardt wurde, wie alle deutschen Archäologen, der Spionage bezichtigt und aus Ägypten ausgewiesen.